

Klaus G. Förg

DEM WAHNSINN ENTKOMMEN

**Soldatenschicksale
im Zweiten Weltkrieg**



Edition Förg

Klaus G. Förg
Dem Wahnsinn entkommen
Soldatenschicksale im Zweiten
Weltkrieg

Edition Förg

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Rosenheimer Verlagshaus erschienenen Originalausgabe 2022

© 2022 Edition Förg GmbH, Rosenheim
www.rosenheimer.com

Titelfoto: © Bundesarchiv, Bild 121-1265

Bildnachweise (Seitenzahlen entsprechen der gedruckten Ausgabe):

Seiten [9](#), [11](#), [139](#), [251](#): Klaus G. Förg

Seite [23](#): Warsaw copy Nr. 45, Wikimedia Commons

Seiten [49](#), [51](#): Privatarhiv Andreas Strasser, Bruckmühl

Seiten [110](#), [111](#), [113](#), [114](#), [117](#), [119](#), [121](#), [125](#), [127](#): Willy Steinberg, München

Seiten [154](#), [155](#): Privatarhiv von Hannes Thäle

Seiten [157](#), [175](#), [177](#), [178](#), [181](#), [195](#), [197](#), [201](#), [249](#):

Privatarhiv der Familie Oechslein

Seiten [215](#), [223](#): Fotograf unbekannt, Wikimedia Commons

Seiten [253](#), [263](#), [269](#), [271](#), [279](#), [283](#): Privatarhiv von Rosa Mayer-Aßböck

Lektorat und Satz: Dr. Helmut Neuberger, Ostermünchen

Bildbearbeitung: Dieter Stragenegg, Oberaudorf

eISBN 978-3-475-54926-7

Inhalt

Vorwort von Klaus G. Förg

Das Grauen im Warschauer Ghetto
(Heinz Polke)

Mein langer, schwerer Weg
(Michael Strasser)

Ich war behütet
(Michael Hamberger)

Meine dramatische Fahrt mit U-234
(Erich Menzel)

Schöne, bescheidene, aber traurige Jugendzeit
(Rosa Aßböck)

Vorwort

Seit mehreren Jahren sitze ich immer wieder stundenlang mit einem ehemaligen Wehrmachtssoldaten aus dem Zweiten Weltkrieg zusammen, um zu erfahren, was er im Dritten Reich erleben musste. 48 Gespräche sind es mittlerweile geworden. Natürlich wusste ich, dass ich mich beeilen musste, denn meine Gesprächspartner gingen ja alle schon auf die hundert Lebensjahre zu.

Es war faszinierend, in welcher guten körperlicher und geistiger Verfassung diese Veteranen waren, die jetzt, viele Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, endlich über sehr oft schreckliche und traumatisierende Erlebnisse sprachen, manche von ihnen das erste Mal. Teilweise hatten sie aus Scham so viele Jahre geschwiegen, aber auch weil sie fühlten, dass lange Zeit die Menschen in Deutschland und Österreich einfach nicht mehr an diese furchtbare Zeit erinnert werden wollten. Vielen war es offensichtlich peinlich, Deutsche zu sein, weil unsere Nation diesen wahnwitzigen Krieg, die bisher größte Katastrophe der Menschheitsgeschichte, verursacht hatte. Während andere Nationen ihren Nationalstolz pflegten, erwachte dieser in Deutschland nach meiner Beobachtung zum ersten Mal wieder beim »Sommermärchen«, der Fußballweltmeisterschaft im eigenen Lande, als allerorten deutsche Nationalflaggen geschwenkt wurden. Dazu hatten die Deutschen immerhin 61 Jahre gebraucht.

»Alle deutschen Soldaten waren Täter!«, hat mir einmal eine ehemalige Geschichtsstudentin entgegnet. Nachdem in den ersten Nachkriegsjahrzehnten viel wissenschaftliche und publizistische Energie darauf verwendet worden war, sorgfältig zwischen den schuldigen Parteiorganisationen

und der moralisch sauberen Wehrmacht zu unterscheiden, traten in den späteren Jahren die Verstrickungen auch des deutschen Militärs in die Verbrechen der Nationalsozialisten immer deutlicher zutage. Dennoch kann ich mich dem Urteil dieser Historikerin nicht anschließen. Nachdem ich so viele Gespräche mit ehemaligen Soldaten führen durfte, kann ich feststellen, dass Millionen von jungen Männern von einem brutalen Regime, das keine Weigerung oder einen Widerspruch zuließ, in einen entsetzlichen Krieg getrieben wurden, einen Krieg, von dessen Berechtigung oder Notwendigkeit sie keinesfalls alle überzeugt waren.

Meine Gesprächspartner stammten ausnahmslos aus normalen Familien, waren häufig in Bauernhäusern aufgewachsen, hatten im Stall und auf den Feldern ihrer Väter gearbeitet, waren Schüler oder Lehrlinge und hatten keineswegs Lust, die vertraute Umgebung aufzugeben und in einen Krieg zu ziehen, ohne zu wissen, ob sie jemals wieder lebend zu ihren Familien zurückkehren würden. Doch eine Weigerung war unmöglich und hätte härteste Strafen bis hin zum Tod nach sich gezogen.

Wie in allen totalitären Regimen gab es natürlich auch in Deutschland viele Männer, die in ihrem bürgerlichen Leben mehr oder weniger gescheitert waren - angesichts der Weltwirtschaftskrise nicht alle durch eigene Schuld - und die sich von der Mitgliedschaft in der NSDAP und deren paramilitärischen Organisationen SA und SS einen beruflichen wie sozialen Aufstieg erhofften. Es waren genau diese politischen Karrieristen, die mit unglaublicher Brutalität und Unmenschlichkeit zuerst gegen die politischen Gegner im eigenen Land und während des Krieges gegen die angeblichen Rassenfeinde und weltanschaulichen Gegner vorgingen. Diese »Parteisoldaten« und skrupellosen Gefolgsleute Adolf

Hitlers waren die eigentlichen Verantwortlichen für die im Namen Deutschlands begangenen Gräueltaten, nicht die unzähligen einfachen Soldaten, die sich irgendwie durch diese schwierigen Jahre hindurchlavieren mussten. Natürlich waren nur wenige von ihnen in der Lage, sich der pausenlosen ideologischen Indoktrinierung zu entziehen, aber im Grunde hofften sie alle nur, ganz einfach zu überleben.



Heinz Polke berichtet seine Erlebnisse

Bei unseren Gesprächen erzählten sie mir in unglaublicher Offenheit, was sie erlebt, was sie damals gedacht und gefühlt haben. Einige brachen während unserer Gespräche in Tränen aus, überwältigt von der Macht der Erinnerung an ihre traumatisierenden Erlebnisse. Die Einzelheiten dieser dunklen Jahre waren ihnen noch bis ins Detail präsent. Die schrecklichsten Erlebnisse, so wurde mir versichert, lassen sich nicht

verdrängen. Sie steigen täglich in der Erinnerung auf und belasten das Leben an jedem Tag bis ins hohe Alter. Zugleich war meinen Zeitzeugen bewusst, welch unglaubliches Glück sie hatten, überlebt zu haben und wieder ein normales Leben führen zu können. Unter meinen vielen Gesprächspartnern habe ich nicht einen getroffen, der den Krieg verherrlicht hätte. Aus tiefster Überzeugung betonten sie alle, dass sich so etwas nie wiederholen dürfe. Für mich waren diese Gespräche trotz der oft grauenvollen Schilderungen die beeindruckendsten Erfahrungen meines Lebens.

Mit meinen Büchern hoffte ich, das Grauen von Diktatur und Krieg einer neuen, von vergleichbaren Erlebnissen unberührten Generation zu vermitteln, damit das Geschehene nicht in Vergessenheit geraten und sich nie wiederholen möge. Welch ein Trugschluss! In den Tagen der Fertigstellung dieses Buches versucht in Europa wiederum ein machtbesessener Despot, bestehende und vertraglich festgelegte Grenzen mit militärischer Gewalt zu verschieben, um seine imperialistischen Visionen zu verwirklichen. Der russische Überfall auf die Ukraine wirkt wie eine Erzählung aus einer längst vergangenen Zeit, und viele Abläufe der Gegenwart erinnern verzweifelt an die Verhaltensmuster der Mächtigen zu jener Zeit, von der unsere Geschichten erzählen. Wieder ist es die Ukraine, die von Gewalt und Unrecht heimgesucht wird – jenes Land, das am schlimmsten unter dem Terror Stalins und den Verbrechen Hitlers zu leiden hatte. Und wieder scheint die Welt am Abgrund zu stehen. Mir bleibt in dieser Stunde nur die Hoffnung, dass auch dieser unselige Krieg Geschichte sein wird, wenn Sie dieses Buch in Händen halten.

Klaus G. Förg

Das Grauen im Warschauer Ghetto

Zeitzeugenbericht von Heinz Polke



Wenige Tage meines Lebens war ich ein Dresdner Kind. Am 14. August 1925 wurde ich in der sächsischen Hauptstadt geboren, aber von meiner Mutter bald nach der Geburt zu fremden Leuten weggegeben. Nachdem Großvater davon erfahren hatte, erkundigte er sich nach dem Aufenthaltsort seines Enkels und nahm mich dann zu sich ins fränkische Mainaschaff. Mein Start ins Leben war also zunächst sehr holprig, weil meine Eltern nichts von mir wissen wollten. Es hieß, Mutter wäre arm und meine Eltern keine guten Menschen gewesen. Meine Oma hatte in Russland schon fünf Kinder großgezogen und beschloss nun, auch noch ein Sechstes aufzuziehen. Sie war wie eine liebevolle Mutter zu mir, aber der Großvater war sehr streng. Trotzdem blicke ich auf eine schöne Kinderzeit zurück.

Wenn man sie nach den Gründen für ihr großherziges Handeln befragte, pflegte meine Oma zu sagen: »Ihr versteht das nicht. Das Kind sucht seine Mutter. Ich musste Heinz einfach aufnehmen und darauf hoffen, dass ich ihn groß bekomme.«

Sie hat alles für mich getan, mich umsorgt und auf mich aufgepasst. Besser hätte ich es bei einer Mutter nicht haben können. Als dann der erste Schultag heranrückte, habe ich mich wegen der großen Schultüte nicht gefreut, sondern geweint, weil ich nicht in die Schule wollte. Also ging Oma mit mir ins Klassenzimmer und saß die ganze Zeit neben mir. Am zweiten Tag ging sie wieder mit, aber die Lehrerin meinte, sie sollte mich allein lassen und erst später wieder von der Schule abholen. Sie hat mich dann täglich von der Schule abgeholt.

Die Kinderjahre vergingen, ohne dass ich die politischen Veränderungen irgendwie besonders wahrgenommen hätte. Als ich 14 Jahre alt geworden war, brach der Krieg aus. Sorgenvoll sprach ich mit meiner Oma darüber. Die aber reagierte gelassen.

»Du brauchst keine Angst zu haben. Ehe du in den Krieg ziehen müsstest, ist er bestimmt wieder zu Ende.«

Inzwischen hatte ich eine Lehre zum Elektroinstallateur begonnen. Der nationalsozialistische Staat hatte zu dieser Zeit bereits alle Lebensgebiete durchdrungen. Hitler wurde von den meisten Leuten verehrt, und wenn Beflaggung angesagt war, wehte die Hakenkreuzfahne an den meisten Häusern. Wenn sich einer ablehnend zeigte, wurde er sofort schief angesehen - sofern ihm nichts Schlimmeres widerfuhr.

Ich hatte meine Lehre in Aschaffenburg bei einem Meister absolviert, der wirklich ein feiner Mensch war. Die Chefin hat mich immer wieder nach oben in die Wohnung mitgenommen und mir zu essen gegeben. Beide haben versucht, die anderen Lehrlinge nicht merken zu lassen, dass ich keine Eltern hatte, und mich eigentlich wie einen eigenen Sohn behandelt.

Der Meister hat mich überallhin mitgenommen. Bei den Kunden war ich sehr beliebt, und ich erinnere mich an eine

vornehme Frau in einer Villa in der Platanenallee, die zu meinem Meister sagte: »Schicken Sie mir doch den kleinen Schwarzen.«

Ich sollte irgendetwas im Haus reparieren. Die Dame ging zum Einkaufen und ließ mich in der Villa ganz allein zurück. Sie hat mir voll vertraut. Als sie dann wieder zurückkam, gab sie mir als Belohnung eine feine Mahlzeit. Dann bekam ich noch ein Trinkgeld von ihr und ging nach Hause.

Am nächsten Tag fragte mich die Chefin, wie es denn gewesen sei.

»Alles in Ordnung«, antwortete ich. Da schüttelte sie nur den Kopf und wunderte sich, dass mir so viel Vertrauen entgegengebracht worden war.

Während meine Oma dem nationalsozialistischen Regime relativ gleichgültig gegenüberstand, legte Opa doch eine gewisse Begeisterung für die militärischen Erfolge der Wehrmacht an den Tag. Vor allem schwärmte er für August von Mackensen, einen preußischen Generalfeldmarschall, der im Ersten Weltkrieg an der Ostfront bedeutende Erfolge hatte erzielen können. Mein Opa hatte viele Jahre in Russland verbracht, im Mittelabschnitt der Front, und hatte dort Holz für die Gewinnung von Zellstoff für eine Firma in Pirna organisiert. Immer noch trieb er sich in den Wäldern herum, um Bäume für die Fällung zu kennzeichnen. Mit einer Kutsche kam er dann immer wieder zu uns nach Mainaschaff. Bei seinen Besuchen hat er mir häufig etwas mitgebracht. Ein zweites Mal in den Krieg ziehen musste er aber nicht, dafür war er glücklicherweise bereits zu alt.

Der Krieg nahm seinen Lauf, und meine Lehrzeit neigte sich dem Ende zu. Wenige Tage nach der Gesellenprüfung ahnte mein Meister, was kommen würde. »Ich weiß, dass du bald eingezogen werden wirst.«

Und so war es dann auch. Ich bekam im Jahre 1942 den Einberufungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst in Irlbach. Im Wesentlichen mussten wir für eine Brauerei einen Eisweiher ausheben. Im Winter sollte daraus das Eis gewonnen werden, mit dem man den Sommer über das Bier kühlte. Das hieß schaufeln, was das Zeug hielt, Tag für Tag. Abends fielen wir erschöpft auf die Matratzen. Es war wirklich eine unglaublich harte Zeit. Das Ausheben des Weihers erfolgte ohne technische Hilfsmittel allein mit dem Spaten. Mit dem Aushub beluden wir Loren, die wir dann ebenfalls mit Muskelkraft wegschieben mussten, da es keine Lokomotive gab. Unsere Arbeit war begleitet von militärischem Drill. So war der Spaten wie ein Gewehr zu präsentieren. Wir sind schon unglaublich getriezt worden.

Am Ende der Dienstzeit haben sie für den Beitritt zur Waffen-SS geworben. Man versprach uns, dass wir dort bessere Verpflegung und sogar eine Kiste Apfelsinen bekommen würden. Unglaublich, dass man mit Apfelsinen einen jungen Soldaten zur Waffen-SS überreden wollte.

»Möchtest du nicht zur Waffen-SS?«, wurde ich gefragt.

Aber ich widerstand dem Werben. »Nein, ich will nicht und bitte um Verständnis.«

Um diese Worte zu sprechen, habe ich all meinen Mut zusammengenommen, denn der uniformierte Offizier war schon einschüchternd, und Widerspruch schien nur schwer möglich. So machte ich also weiterhin meinen Dienst im RAD, und ich habe trotz meiner Ablehnung keine Repressalien erfahren.

Dann kam die Einberufung zur militärischen Ausbildung in Gelnhausen bei Frankfurt bei der Panzerjäger-Abteilung 87, 25. Panzerdivision, geführt von Generalmajor Adolf von Schell, einem Offizier, der sehr respekteinflößend war. Einmal musste ich ihn sogar fahren und war ganz schön nervös, weil ich nichts falsch machen wollte.

»Wie geht's dir, mein Sohn? Bist du zufrieden? Ist alles in Ordnung?«, fragte er jovial.

»Jawohl, Herr Generalleutnant!«

Die kurze Militärausbildung in Gelnhausen war sehr hart. Immer wieder mussten wir durch Schlamm waten, dann unsere nasse Kleidung reinigen und innerhalb von zehn Minuten wieder antreten. Wer das nicht schaffte, der musste strafexerzieren und dabei noch einmal durch den Schlamm robben.

Der Unteroffizier, der das befohlen hatte, war ein wahrer Teufel. Einmal zwang er einen Kameraden, sich auf der Stube splinternackt auszuziehen. Dann musste er eine Gasmasken anlegen und einen Stahlhelm aufsetzen.

In diesem Augenblick aber kam ein Offizier hinzu und schnauzte den unglücklichen Kameraden an: »Was machen Sie da? Sofort anziehen!«

Für den Unteroffizier hatte der Vorfall üble Folgen, denn er wurde daraufhin sofort degradiert. Er war einer der ersten von unserer Einheit, der gefallen ist.

Die Ausbildung dauerte ungefähr ein halbes Jahr, dann wurden wir nach Norwegen abkommandiert, in die Osloer Gegend. In Friedrichstadt wurden wir eingeschifft, fuhren dann den Skagerrak hinauf und sahen die Mastspitzen der Schiffe, die im Ersten Weltkrieg dort versenkt worden waren. Ich hatte allerdings andere Probleme, als diese Relikte anzuschauen, denn ich war fürchterlich seekrank. Nach dem Ausschiffen kamen wir in Arnes auf den Truppenübungsplatz, auf dem eine ganze Menge los war. Mein Chef dort war Oberleutnant Knudsen, ein wirklich feiner Mensch. Als wir einmal angetreten waren, musterte er die Reihe der Kameraden, überlegte einen Moment, trat dann auf mich zu und sagte: »Du wirst mein Fahrer.«

»Herr Oberleutnant, aber ich habe doch gar keinen Führerschein«, entgegnete ich.

»Dann machst du ihn eben. Und wenn du mit dem Führerschein fertig bist, dann meldest du dich bei mir. Ist das klar?«

»Bei den Kameraden sind doch Autoschlosser, warum nehmen Sie nicht einen von diesen?«

»Ich möchte aber dich als Fahrer haben.«

»Jawohl, Herr Oberleutnant!«

Und so kam ich 1943 zu ihm. Er wollte halt den »kleinen Schwarzen« haben. Ich stand dann bis zum Schluss, bis zum Kriegsende, bei ihm im Dienst, und er hat mir immer wieder sein besonderes Wohlwollen bewiesen. Als ich ihm in einer Phase knapper Verpflegung eine Mahlzeit servieren wollte, schob er das Kochgeschirr zu mir herüber und sagte: »Nimm es, du brauchst es, du bist ja noch so jung.«

Unser Aufenthalt in Norwegen war nur sehr kurz, dann kamen wir zur Auffrischung nach Dänemark, zuerst nach Aalborg, dann nach Aarhus. Eines Tages befahl mir mein Oberleutnant, Geheimpapiere zu holen. Ich sollte allein losfahren, er käme nicht mit. Nachdem ich beim Divisionsstab die Papiere geholt hatte, fuhr ich wieder zurück und kam an einem schönen Soldatencafé vorbei, das mich mit wunderbaren Verzierungen auf der Fassade anlockte. Ich ging also hinein, bestellte mir einen Kaffee, beging aber den verhängnisvollen Fehler, die Geheimpapiere im Wagen zu lassen. Lässig trank ich den Kaffee, freute mich über den schönen Tag und schaute den vorbeigehenden Mädchen nach. Als ich das Café wieder verließ, traf mich fast der Schlag: Mein Auto war weg und damit die verplombten Geheimpapiere.

Zum Glück verlor ich nicht die Nerven. Ganz ruhig blieb ich stehen und wartete, dass das Auto wieder zurückkäme. Tatsächlich fuhr nach einer Weile ein Unteroffizier mit meinem Auto zum Café, stieg aus und ging hinein. Ich saß

wie auf Kohlen, zwang mich aber zur Ruhe, ging betont unauffällig auf das Auto zu, stieg ein und fuhr ganz langsam los. Einige Offiziere standen in der Nähe, schienen aber nichts bemerkt zu haben. Nach rund drei Kilometern wagte ich es, anzuhalten und in das Handschuhfach zu schauen. Ein Stein fiel mir vom Herzen, denn der Umschlag mit den Geheimpapieren war noch da.

Wieder zurück wurde ich vom Chef gefragt, ob alles glatt gelaufen wäre. »Alles ist in Ordnung. Die Depeschen sind abgeliefert.«

Langsam konnte sich mein Puls beruhigen. Wenn die Sache aufgefliegen wäre, hätte das meinen Tod bedeuten können. Denn bei solchen Pflichtvergessenheiten kannte die Wehrmacht kein Pardon.

Nach kurzer Zeit wurden wir in Dänemark mit 64 Panzern auf einem Truppentransporter eingeschifft und nach Polen gebracht. Von der polnischen Küste ging es dann Richtung Warschau, Hunderte von Kilometern quer durchs Land, durch Wälder und Felder, an vielen Ortschaften vorbei, deren Bewohner sich meist in den Häusern versteckten, wenn wir vorbeikamen.

Ich war während der ganzen Zeit der Fahrer des Oberleutnants. Unser Auto war ein Tatra, der so ähnlich aussah wie ein VW und bei dem man die Türen aushängen konnte. Mehrere Tage lang ging es quer durch Polen, eine ruhige Fahrt. Nur die Panzer brummt furchteinflößend und waren natürlich weithin hörbar, sodass niemand zu sehen war, wenn wir vorbeirollten.

Vor Warschau lagen wir bei Radom in einem Wald, rund hundert Kilometer südlich der Hauptstadt. Das war den von Osten vorrückenden Russen nicht verborgen geblieben und sie beschossen uns mit Granatwerfern, deren Geschosse zersplitterten, wenn sie in den Bäumen einschlugen. Das zischende Geräusch höre ich noch heute und werde es nie

vergessen. Nach jedem Einschlag flogen uns die Splitter um die Ohren und man konnte jederzeit getroffen werden.

Einige Tage lagen wir unter ständigem Beschuss in diesem Wald. Wir verbrachten die Nächte in den Panzern, denn auch in der Nacht wurde das Feuer kaum schwächer. Ich erinnere mich, dass ich in diesem Inferno meine Zuflucht bei Gott suchte und betete: »Lieber Gott, bitte beschütz' mich, ich bin doch noch so jung. Bitte lass mich überleben.«

Es war das erste Mal, dass ich im Krieg geweint habe. In dem Lärm und dem heillosen Durcheinander hat zum Glück niemand bemerkt, dass mir Tränen die Wangen hinunterliefen. Schließlich war ich vorher noch nie im Feuer gestanden. In der Enge des Panzers konnte ich kaum schlafen. Todesangst kroch durch meinen Körper und ich zitterte wie Espenlaub. Ich dachte an zu Hause, an meine Oma, an meinen Meister, an die lieben Menschen, die mich jetzt nicht beschützen konnten.

Die Russen griffen uns auch immer wieder einmal mit kleinen Flugzeugen an, die Kilobomben mit Phosphor abwarfen. Diese wurden in Massen mit Schaufeln aus den Flugzeugen geworfen. Die Bomben explodierten dann in einer gewissen Höhe und der tödliche Phosphor rieselte auf uns herab. Ein Kamerad wurde von einer solchen Bombe getroffen und der Phosphor ist über seinen ganzen Körper gelaufen. Völlig versteinert musste ich zusehen, wie der junge Mann in wenigen Augenblicken zusammensank und bei lebendigem Leib verkohlte. Er hatte nur einige Meter von mir entfernt gestanden. Ich sehe ihn heute noch vor mir. Dieser grauenhafte Anblick verfolgt mich mein ganzes Leben.

Langsam dämmerte es, und die Kameraden in den Panzern begannen sich zu rühren. Aus dem nahen Dorf hörten wir die Kühe brüllen, weil sie aufgrund einer

Anordnung der Militärverwaltung nicht mehr gemolken werden durften. Da befahl mein Chef kurzerhand, die Kühe sofort zu melken, damit auch die Kinder wieder mit Milch versorgt werden konnten. Die Bäuerinnen fielen uns um den Hals und waren glücklich, dass die Kühe, die ja ihre Lebensgrundlage darstellten, auf diese Weise gerettet wurden.

Nach einer zweiten Nacht kam der Befehl zum Aufbruch, und nun erfuhren wir auch, wo wir eingesetzt werden sollten: Im »jüdischen Wohnbezirk von Warschau«, wie es im Amtsdeutsch der Nazis hieß, sei ein Aufstand ausgebrochen, und wir sollten diesen schnellstens und mit der größtmöglichen Härte niederschlagen.

Die Fahrt ging direkt Richtung Warschau und zum Eingang des Ghettos. Ich hatte keine Ahnung, was mich da erwarten würde, und konnte nur hoffen, dass wir lebend wieder aus dieser Situation herauskommen würden. Als junger Bursche von 17 Jahren hatte ich noch keinerlei Kampferfahrung, und so waren meine Nerven aufs Äußerste gespannt und Todesangst stieg immer wieder in mir auf.

Am 19. April 1943 erreichten wir den Eingang des Ghettos. Dort erwartete uns massiver Widerstand der Ghettobewohner, die uns aus Kellern und Fenstern beschossen und zunächst verhindern konnten, dass wir eindringen. Drei unserer Panzer feuerten mit ihren 7,5-cm-Kanonen auf die hohen Wohnhäuser, die dem Beschuss aber standhielten. Diese massiv gebauten Häuser waren wie ein Bunkersystem, in dem sich die Ghettobewohner bewegten. Dabei verteidigten sich die jüdischen Kämpfer mit allem, was sie hatten, nicht nur mit Handfeuerwaffen, sondern auch mit benzinegefüllten Flaschen, sogenannten Molotow-Cocktails. So verloren wir einige Panzer, weil es den Verteidigern des Ghettos gelang, sie mit diesen

primitiven Waffen in Brand zu stecken. In den Straßen, die von gewaltigem Gefechtslärm und Rauch erfüllt waren, herrschte ein unglaubliches Inferno. Immer wieder schossen unsere Panzer, aber ohne große Wirkung. Sogar ein Eisenbahngeschütz des Kalibers 15 cm, das wir angefordert hatten, konnte diese Häuser nicht zum Einsturz bringen.

Wir kamen einfach nicht weiter. In den Häusern waren Aufständische verschanzt, die ohne Unterlass feuerten und die Panzer weiter mit Molotow-Cocktails attackierten. Und offenbar war es ihnen gelungen, auch einige Panzerfäuste zu beschaffen. Dadurch haben wir etliche Panzer verloren, die in Flammen aufgingen und deren Besatzungen den Tod fanden.

Mein Oberleutnant und ich standen mit unserem Tatra ein wenig abseits, sodass die Angreifer uns nicht direkt sahen. Das war unser Glück, denn auf diese Weise gerieten wir nicht ins Feuer. Mit einem Fernglas konnten wir aber genau sehen, was geschah. Das war wichtig, denn mein Chef musste per Funk den Einsatz leiten.

Die Nacht brach herein, und ich verbrachte die dunklen Stunden in einem Panzer, denn da war es am sichersten. An Schlaf war natürlich kaum zu denken. Zu aufgewühlt war ich, und darüber hinaus ist der Innenraum eines Panzers alles andere als gemütlich. Man drängt sich in der Enge zusammen und kauert sich in eine Ecke.

Am nächsten Tag waren Verbände der Polizei und der SS bereits ins Ghetto vorgedrungen. Sie hatten den grausamen Befehl, keine Gefangenen zu machen. Immer wieder kamen Menschen mit erhobenen Händen aus den Häusern und wurden erbarmungslos niedergeschossen. Das mit ansehen zu müssen, war das furchtbarste Erlebnis meines Lebens. Wenige Monate zuvor war ich ja noch

Elektrikerlehrling gewesen und wurde urplötzlich in dieses Chaos geworfen.

Überall lagen Tote auf der Straße. Meist waren es unbewaffnete Zivilisten, die um ihr Leben gekämpft haben, die weder ein noch aus wussten, die die Verzweiflung auf die Straße getrieben hat. Vergeblich.

Einen Mann, der mit erhobenen Händen aus einem Haus herauskam und sich ganz in unserer Nähe ergab, konnten wir fragen, warum er die Hände hob und sich abwechselnd nach rechts und links drehte.

»Wenn ich mich nach rechts drehe, werde ich von den anderen erschossen, wenn ich mich nach links drehe, von euch. Was also sollen wir tun? Wir können uns nur bis zum Ende verteidigen.«

In diesem Inferno kam dann der Befehl, das Feuer einzustellen. Aber es wurde dennoch weiter geschossen, gnadenlos, ohne jegliches menschliches Gefühl, auf wehrlose Zivilisten, auf Frauen und Kinder. Die Toten, die überall auf der Straße herumlagen, wurden mehr und mehr. Und ich musste das alles tatenlos mit ansehen.

Da wir nicht weiterkamen und mit den Panzern die Häuser nicht zerstören konnten, in denen sich die Aufständischen verschanzt hatten, forderten wir per Funk Luftunterstützung an. Diese kam in Gestalt einiger Stukas, die ihre 250-Kilo-Bomben, dazu jeweils vier Zentnerbomben aus dem Sturzflug punktgenau auf die Häuser warfen. Ihnen gelang es schließlich, die Häuser zu zerstören. Vor dem Eintreffen der Flugzeuge legten wir Fliegertücher mit Hakenkreuzen über die Panzer, damit die Piloten wussten, wie weit wir schon gekommen waren, denn es bestand ja die Gefahr, von den eigenen Bomben getroffen zu werden.

Nach dem Angriff der Stukas brach der Widerstand zusammen. Wer von den Aufständischen überlebt hatte und

mit erhobenen Händen aus den Ruinen kam, um zu kapitulieren, wurde von der SS kurzerhand erschossen.

Beim Anblick dieser entsetzlichen Szenen ging es in meinem Kopf drunter und drüber. Hoffentlich überlebst du das, waren meine Gedanken. Aber ich verlor nicht die Nerven, ich schaffte es, nicht durchzudrehen. Meine Oma kam mir kurz in den Sinn, die geglaubt hatte, dass der Krieg bei meiner Einberufung vorbei sein würde. Und nun dieses Chaos! Der Schrecken des Krieges hatte mich vollends gefangen, aber der Wille zu überleben war unendlich stark.

Nachdem die Häuser zerstört worden waren, konnten wir weiter ins Innere des Ghettos vorstoßen. Auf dem Weg – ich fuhr ja meinen Chef mit seinem Tatra – blickte ich in eine kleine, enge Straße, auf der einer unserer Panzer rollte. Ich stoppte das Auto, sodass wir den Panzer, der auf uns zukam, sehen konnten. Die Gasse war derart eng, dass sie der Panzer gerade noch passieren konnte. Plötzlich lief eine Frau aus einem Haus heraus, mit einem Kinderwagen, den sie eilig vor sich her schob. Der Panzer rollte unvermindert weiter und begrub die Frau mit dem Kinderwagen unter sich. Die unglückliche Mutter wurde mit ihrem Kind einfach zermalmt.

Als der Panzer langsam weiterfuhr, weil er sonst riskiert hätte, aus den Kellern und Fenstern heraus mit Molotow-Cocktails in Brand gesteckt zu werden, sah ich für einen kurzen Moment das, was noch Augenblicke zuvor menschliche Körper gewesen waren: zerquetscht und bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dieser kurze Moment hat mein Leben bis zum heutigen Tag auf eine furchtbare Weise beeinflusst, und ich habe ihn nie wieder vergessen.

Aber das sollte nicht die einzige Gräueltat sein, bei der wir unfreiwillig zu Zeugen wurden. Denn wir fuhren weiter in Richtung des großen Marktplatzes und parkten an

dessen Rand. Eine unheimliche Stille lag über dem Platz, dessen Pflaster von Leichen übersät war.



Straßenkampf im Warschauer Ghetto

Plötzlich lief eine große, schlanke Frau mit fünf kleinen Kindern aus einem Haus. Vermutlich wollte sie fliehen, wohin auch immer. Vermutlich wusste sie selbst nicht, wohin sie sich wenden sollte. Es sah aus, als wollte sie einfach nur weg, die Kinder retten. Da kam ein SS-Mann von der anderen Seite des Marktplatzes gelaufen, eine Maschinenpistole im Anschlag. Er befahl der Frau mit barscher Stimme, stehen zu bleiben. Diese hatte das kleinste Kind im Arm, links und rechts von ihr jeweils zwei Kinder, die sich an den Händen hielten und dem Soldaten erschrocken entgegenblickten. Dann hob der Mann ohne sichtliche Regung die MP und streckte die Mutter und ihre Kinder mit einer einzigen Garbe nieder. Da lagen sie mitten auf dem Marktplatz, Seite an Seite, wie sie gestanden hatten. Einige der Kinder lebten noch. Sie bewegten ihre Ärmchen und ihr Wimmern drang bis zu uns herüber. Der

SS-Mann trat auf die Gruppe zu, zog seine Pistole und schoss den Kindern in den Kopf. Dann ging er ruhig wieder dorthin zurück, woher er gekommen war, als wäre nichts geschehen. Er schien völlig gefühllos, als wäre er ein Roboter.

Mein Chef und ich mussten diese entsetzliche Szene aus unserem Auto heraus mit ansehen. Er sagte nichts, kein Wort, wir waren beide völlig fassungslos und zutiefst erschüttert. Immer wieder schaute mich mein Chef an, wohl um zu sehen, wie ich dieses Grauen aufnahm, aber er sprach kein Wort, war äußerlich völlig ruhig, aber das Zucken seiner Mundwinkel verriet seine innere Erregung.

Irgendwie gelang es mir, dieses Ereignis zu verarbeiten, und ich dachte mir, vielleicht um mich abzulenken: Lieber Gott, lass mich bitte diesen Irrsinn überleben.

Heute noch sehe ich die SS-Runen am Stahlhelm dieses Unmenschen. Jede Sekunde dieser grauenvollen Szene hat sich in mein Gedächtnis eingegraben. Es verfolgt mich tagtäglich bis heute.

Wenn man Derartiges erlebt, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder man wird einigermaßen abgebrüht und kann das Furchtbare verarbeiten, oder man dreht irgendwann durch. Dem Richtschützen eines unserer Panzer ist das passiert. Plötzlich richtete er die Kanone gegen die eigenen Leute und schrie irgendetwas mit unverständlichen Worten. Sein Gesicht war verzerrt. Bevor er Schaden anrichten konnte, hat man ihn aus dem Panzer gezogen und nach Hause transportiert. Viele Soldaten sind damals durchgedreht, sogar noch ganz zuletzt nach dem Ende der Feindseligkeiten. Sie haben sich eine Handgranate auf den Kopf gelegt und mit den Worten »Der letzte Schuss, ehe ich zum Russen gehe« abgezogen, und dann war's vorbei.

Kurze Zeit später nach dem fürchterlichen Kindermord ging ein Leutnant, der zu seiner Truppe wollte, unvorsichtigerweise über den Marktplatz. Nichts war zu hören, es herrschte gespenstische Ruhe. Der Leutnant querte langsamen Schrittes und nach allen Richtungen sichernd den Marktplatz. Sonst war niemand zu sehen. Er ging an den Menschen vorbei, die tot über den Platz verstreut waren und mit verrenkten Gliedern dalagen. Überall zeugten Blutlachen vom schrecklichen Geschehen.

Plötzlich hörten wir einen Schuss, der aus dem Keller eines Hauses abgefeuert wurde, und der Leutnant brach mit einem kurzen Schrei zusammen. Er wurde tödlich in den Leib getroffen. Sein Körper war völlig zerfetzt, die Eingeweide hingen heraus. Trotz unseres Schocks zogen wir uns schnell zurück, weil wir aus den Kellern heraus immer wieder angegriffen wurden. Es war ein Aufstand der Todgeweihten, die mit dem Mut der Verzweiflung um ihr Leben kämpften. Und dieses Leben wurde von der SS unbarmherzig vernichtet. Jeder Mensch, der ihnen vor das Gewehr lief, wurde ohne zu zögern erschossen. Auf dem Marktplatz lagen überall Tote herum, ein unglaubliches Blutbad. Viele Menschen, ob lebendig oder tot, waren von den Panzern einfach plattgewalzt worden. Niemand nahm Rücksicht, niemand gab Pardon.

In diesem Moment herrschte eine atemlose Stille, unterbrochen nur von diesem einen Schuss, der über den Platz peitschte und schon wieder verhallt war. Mit offenem Mund starrten wir auf den Platz und wussten nicht, was in den nächsten Augenblicken geschehen würde. Mein Chef sagte kein Wort, nur sein stoßweiser Atem war zu hören. Das Ganze wirkte wie eine gespenstische Szenerie aus einem schlechten Film. Nur das hier war echt, das war grauenvolle Realität.

Wir parkten unseren Tatra am Rande des Marktplatzes. Mittlerweile brach die Dämmerung herein. Nur ein Funkgerät war eingeschaltet, alle anderen Geräte mussten wir abschalten. Dann wurde es langsam dunkel, die Nacht beendete diesen furchtbaren Tag, der so viele Menschen das Leben gekostet hatte.

Wir zogen uns wieder in die Panzer zurück, das war am sichersten. Natürlich war an Schlaf nicht zu denken, zum einen wegen der Enge im Panzer, zum anderen, weil wir so aufgewühlt waren. Die Stunden zogen sich dahin, und wir dämmerten dem Morgen entgegen. Jeder war auf seine Weise verstört. Ab und zu konnte man einen leise gesprochenen Satz hören, alle waren in Gedanken versunken, Gedanken an zu Hause, an die Familie, an die eigene Schuld und vor allem, ob und wie man dieses Chaos überleben würde. Die Situation, in der wir uns befanden, hätte kaum schlimmer sein können. Wir befanden uns inmitten einer Stadt, umgeben von Menschen, die bereit waren, uns sofort zu töten, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bieten würde. Und wir selbst töteten jeden Menschen, der uns begegnete, sogar Frauen und Kinder. Das zu realisieren war das Schlimmste für mich. Unschuldige Menschen einfach niederknallen - was kann es Schlimmeres geben?

Da unser Auftrag erledigt war, machten wir uns am nächsten Morgen bereit zum Rückzug. Wir verließen diesen schrecklichen Ort, an dem die Stille des Todes herrschte. Es war ein langsamer Rückzug, nur das Brummen der Motoren war zu hören. Kein Schuss fiel, weder aus irgendeinem Haus noch von uns. Die wenigen Aufständischen, die noch am Leben waren, hatten aufgegeben. Denn beim Angriff der Stukas waren mit Sicherheit viele von ihnen umgekommen, und da sie kaum

über Waffen verfügten, waren sie nicht mehr in der Lage, Widerstand zu leisten.

Dann rollten die Panzer langsam aus Warschau hinaus, als wenn nichts gewesen wäre. Die Leichen, die auf dem Weg lagen, wurden einfach überfahren und zerquetscht, als ob sie Steine oder Schutt wären. Niemand stieg aus, um sie zu bergen, da nicht ausgeschlossen werden konnte, dass sich noch ein Heckenschütze in einem der Keller verschanzt hatte. Nur dieses unheimliche tiefe Brummen und das Rasseln der Ketten waren zu hören, sonst nichts, kein Vogel, kein Wort, einfach Stille.

Jeder war sich bewusst, dass in den vergangenen Stunden Furchtbares geschehen war, dass so viele Menschen ihr Leben verloren hatten, dass auch viele Frauen und Kinder auf grauenhafte Weise ermordet worden waren. Der Schock über die begangenen Verbrechen, allen voran der Polizei- und SS-Einheiten, saß uns noch tief in den Gliedern. Irgendwie mussten wir fertigwerden mit dem Gesehenen – und mit der eigenen Schuld. Es ist einfach alles erschossen worden, was sich bewegt hat. Bei der Ausfahrt glich das Ghetto einem gespenstischen Friedhof. Ich versuchte, an meine Großeltern, meinen Meister, an zu Hause zu denken und hoffte, dass ich ganz einfach überleben würde. Einfach nur überleben!

Bei diesem Einsatz wurde ich zum ersten Mal – als immer noch 17-Jähriger – mit dem Antisemitismus der Nazis konfrontiert. Als Jugendlicher hatte ich darüber nie nachgedacht, zumal ich als Lehrling immer wieder einmal in ein jüdisches Privathaus geschickt worden war, um dort etwas zu reparieren. Jedes Mal war ich freundlich behandelt worden und hatte ein Trinkgeld bekommen. Juden waren für mich Menschen anderen Glaubens, weiter nichts. Warum nun Juden von uns verfolgt und ermordet

wurden, war mir nicht klar, ja eigentlich völlig unverständlich. Diese Gedanken beschäftigten mich, während wir aus Warschau hinausrollten und mein Chef wortlos neben mir saß.

Langsam ging es in südöstlicher Richtung weg von dieser Stätte des Grauens in Richtung Böhmen und Mähren. Mein Chef und ich hielten uns in unserem PKW dicht bei den Panzern. Wir mussten in ihrer unmittelbaren Nähe bleiben, um den Verband führen zu können. Noch wussten wir nicht, was in den nächsten zwei Jahren auf uns zukommen würde. Langsam und beschaulich ging es zunächst durch die Landschaft, wir passierten Dörfer, die in Ruhe dalagen. Keine Menschenseele war zu sehen, die Leute blieben in ihren Häusern und waren froh, als wir wieder weg waren. Diese scheinbare Ruhe war trügerisch, denn die Russen waren hinter uns her und jagten uns.

Immer wenn sich ein Tag zu Ende neigte, musste in einem Dorf Quartier gemacht werden. Meine Aufgabe war es, für meinen Chef ein Nachtlager in einem Haus zu suchen. Bestimmt gab es da oder dort auch einen Übergriff auf eine Frau. Ich habe das nur einmal mitbekommen. Als ich ein Haus betrat, kamen gleichzeitig zwei Unteroffiziere hinein, von denen einer eine junge Frau, die noch dazu Kinder hatte, vergewaltigen wollte.

Da haute der andere Unteroffizier seinem Kameraden links und rechts eine herunter und schrie ihn an: »Das willst du machen? Hau ab!«

Der Unteroffizier verschwand, und ich konnte die Frau fragen, ob wir ein Nachtquartier bekommen könnten. Sie bejahte, sodass mein Chef hier unterkommen konnte. Ich suchte mir eine andere Bleibe.

Mittlerweile war den Russen ein Durchbruch durch die deutsche Front gelungen, weshalb wir uns sofort weiter zurückziehen mussten. So schnell wie möglich ging es

durch Wälder, durch freies Gelände, an Dörfern vorbei. Die russischen Panzer waren nicht abzuschütteln und beschossen uns fast täglich. Immer wieder verloren wir einen Panzer, der in Flammen aufging und in dem unsere Kameraden verbrannten. Die Verluste waren schrecklich, und wir hatten keine Chance, wirksam zurückzuschlagen, weil die Übermacht der Russen zu groß war.

Wir passierten Lodz und versuchten, in Richtung Breslau weiterzukommen. Am Spätnachmittag fanden wir immer wieder ein leeres Haus, in dem wir übernachten konnten, oder wir schliefen in unserem Kübelwagen. Das war natürlich nicht gerade komfortabel, aber doch wesentlich besser, als tot oder schwerverletzt irgendwo im Niemandsland zu liegen. Mit der Verpflegung war es außerordentlich schlecht bestellt, wir hatten fast nichts mehr zu essen und suchten in leeren Häusern nach Lebensmitteln, vor allem nach Mehl oder Zucker. Zum Glück hatten wir wenigstens noch genügend Treibstoff.

Oberleutnant Knudsen war mittlerweile ziemlich wortkarg geworden, denn er wusste wohl um unsere aussichtslose Lage und versuchte, seine Truppe irgendwie in Sicherheit zu bringen. Aber was sollten wir tun? Wir wurden eigentlich nur durch die Landschaft getrieben und konnten praktisch keinen Widerstand mehr leisten.

Von Breslau ging es weiter westlich nach Lauban, dann nach Norden nach Cottbus. Und stets spürten wir im Rücken die Übermacht der Russen, die uns mit ihren Panzern und Stalinorgeln beschossen. Die Verluste in unseren Reihen nahmen zu. Wir hatten nicht einmal mehr die Zeit, unsere toten Kameraden zu beerdigen und mussten sie meist liegen lassen, wo sie gefallen waren.

Was in meinem Kopf in diesen Monaten vorging, lässt sich kaum wiedergeben. Ich war zwar noch am Leben, hatte aber irgendwie schon damit abgeschlossen und

hoffte, dass ich wenigstens keinen sehr schmerzhaften Tod erleiden müsste. Immer wieder sammelten wir auch versprengte Kameraden auf und integrierten sie in unseren bereits stark dezimierten Haufen. Natürlich waren wir alle verzweifelt und hofften, dass uns unser Oberleutnant wieder lebend nach Hause bringen würde. Die Hoffnung stirbt ja bekanntermaßen zuletzt. Und dieser Satz traf in schrecklicher Weise auf uns und unsere ausweglose Situation zu.

Unser nächstes Ziel war Frankfurt an der Oder. Aber ich hatte kein gutes Gefühl dabei und ahnte Schlimmes.

»Die Russen planen einen Großangriff«, erklärte ich.

»Wie kommst du darauf? Was hast du?«, entgegnete mir mein Oberleutnant.

»Schauen Sie den Himmel an. Rot-grüne Lichter, in Massen. Leuchtkugeln, die die Ziele zeigen sollen. Der Russe bricht in Massen durch.«

»Bist du wahnsinnig?«

»Ja. Sie werden sehen. Es wird so kommen.«

Er lauschte mit mir auf das ferne Grollen der Panzer und Geschütze, das nichts Gutes verhiess. Von mir war das eine reine Vermutung, weil ich so etwas schon öfters beobachtet hatte. Die Russen schossen wie verrückt, und am Himmel waren viele rote und grüne Lichter zu sehen.

Wir beobachteten diese Lichter, und mein Oberleutnant war plötzlich ganz still. Er wusste, dass ich recht hatte, und überlegte fieberhaft, was zu tun sei. Dann sagte er leise zu mir: »Weißt du was? Ich melde mich krank. Wir fahren zum General der Panzerdivision, ich melde mich krank und sehe zu, dass ich dich hier herausbekomme.«

Am nächsten Morgen fuhren wir zum Gefechtsstand der Division und baten den General, uns zu empfangen.

»Oberleutnant, was ist?«

»Ich möchte mich krankmelden, Herr General. Ich kann meine Einheit nicht mehr führen. Ich leide ständig unter Schwindel und habe außerdem die Ruhr.«

»In Ordnung. Dann fahren Sie zurück. Vierzig Kilometer hinter die Front. Dort melden Sie sich im Lazarett.«

»Kann ich meinen Fahrer mitnehmen?«

»Können Sie. Und wenn Sie wieder genesen sind, melden Sie sich bei mir.«

»Jawohl, Herr General.«

Dann fuhren wir los und haben natürlich die Situation aus der Ferne beobachtet. Leider ist das, was ich vermutet hatte, sogleich eingetreten. Es war furchtbar. Die Russen traten tatsächlich zum Großangriff an, brachen nur Stunden später durch unsere Stellungen und jagten uns in die Flucht, wobei wir die halbe Division verloren haben. Von unseren ursprünglichen 64 Panzern habe ich keinen jemals mehr gesehen und auch keinen der Kameraden. Sie waren verschwunden, ausgelöscht durch diesen barbarischen Krieg.

Ich selbst habe wirklich unglaubliches Glück gehabt, so wie ich eigentlich immer Glück hatte. Aber nun hatten wir praktisch nichts mehr und mussten weiter zurück, irgendwie nach Süden oder Westen.

Da wir über Funk immer Kontakt mit Generalmajor Oskar Audörsch hatten, dem Kommandeur unserer 25. Panzerdivision – oder den Resten, die davon noch übrig waren –, wurden wir in Richtung Frankfurt an der Oder gelenkt. Audörsch war übrigens persönlich immer mit dabei. Er hatte ein Schnapsfläschchen zum Aufmuntern eingesteckt und versuchte, die Kameraden aufzurichten, wenn es hart auf hart ging.

»Jungs, es geht schon weiter. Köpfe hoch! Da, trinkt einen Schluck!«

Mehrere Tage fuhren wir in unserem Tatra-Kübelwagen ganz allein durch die Landschaft und versuchten, unserem Ziel näher zu kommen. Die Landschaft, die Dörfer, die vereinzelt stehenden Gehöfte waren wie im Koma, und selbst tote Gegenstände schienen in Deckung zu gehen. Wir schliefen im Auto und konnten uns in dem einen oder anderen Bauernhof Nahrung besorgen. Die Leute waren sehr verängstigt, begegneten uns misstrauisch und schienen froh, wenn sie uns wieder los waren.

Über die Oder zu kommen, war äußerst schwierig, weil die Brücke über den Fluss bereits gesprengt war. Da die Russen bereits vorgerückt und sehr nahe waren, versuchten wir, zunächst in Richtung Westen zu fliehen, auf Berlin zu. In der Nähe von Fürstenwalde bemerkte ich einen merkwürdigen Geruch und sagte zu Oberleutnant Knudsen, dass es hier wie in einem Krematorium rieche.

»Ach was, da täuschst du dich, Heinz. Was weiß ich, was da verbrannt wird. Denk nicht darüber nach.«

Ich insistierte nicht weiter, war mir aber ziemlich sicher, dass da Leichen verbrannt worden sind. Knudsen wusste genau, was hier geschah, wollte es mir aber nicht sagen und mich vor noch größerem Grauen bewahren.

In Fürstenwalde war die Kommandantur, bei der wir uns neue Befehle abholen sollten, aber dort war niemand mehr, der uns hätte befehlen können.

Da die Russen uns weiterhin bedrängten, versuchten wir, nach Süden Richtung Mähren zu kommen. Immer wieder wurden wir auf der langen Fahrt beschossen. Zumeist umgingen wir Städte und Dörfer und fuhren quer durch die Landschaft, an Cottbus und Dresden vorbei.

Unser nächstes Ziel war Prag. Denn wir hatten keine Möglichkeit mehr, zu unserer Division aufzuschließen, deren kümmerliche Reste in Richtung Niederbayern abzogen. In Prag ging es drunter und drüber. Viele Russen